Zeitschrift: Schweizer Soldat : Monatszeitschrift für Armee und Kader mit FHD-Zeitung

Herausgeber: Verlagsgenossenschaft Schweizer Soldat

Band: 48 (1973)

Heft: 1

Artikel: Einige Gedanken zu unserer Militärstrategie

Autor: Weisz, Heinz L.

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-703375

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 12.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Einige Gedanken zu unserer Militärstrategie

Von Oblt Heinz L. Weisz, Zürich

I. Der Zweck der Militärstrategie

Mit diesen Beiträgen soll versucht werden, das Verständnis für die mögliche Strategie unseres Landes zu erleichtern. Wenn wir im weiteren den russischen Begriff «Militärstrategie» verwenden, so einfach aus folgendem Grund der Abgrenzung: Die Wissensindustrie sucht heute eifrig nach einfachen Denkprozessen, die sich zu schwierigen Problemen aufbauschen lassen. Daraus entstehen Absatzmärkte für eine Flut von Publikationen und eine kleine Armee von Spezialisten. Der Eintritt in höchste Stellen wird damit für ihre Adepten frei. So entstehen heute Strategien für Zahnstochermarken, heiratslustige Damen, Subventionenjäger und Parteien ... Darüber hinaus gibt es ernstzunehmende Denker, welche die Strategie ins Feld der Politik hinüberziehen und sie als «grosse Strategie» zur Grundlage des Gesamtvorgehens des Staates im Frieden wie im Krieg machen.
Die fatale Folge der ganzen Entwicklung ist: Während in unseren Breitengraden die Strategie als Begriff verwässert und als Problem verkompliziert wird, praktizieren Männer wie Mao Tse-tung, Giap, Ben Gurion, Dayan usw., ja selbst Frau Indira Gandhi ohne Computer und Professoren handfeste Militärstrategie und ändern mit kurzen Weisungen die Weltgeschichte für sich.
Die Frage, wer eigentlich in einem Staat Militärstrategie macht, hängt von der Qualität seiner Politiker ab. Es ist schliesslich ihr Mittel. Schwimmt sie zwischen Exekutive, Ämtern, gelehrten Gremien und militärischen Stellen herum, steht es schlecht mit ihr. Zu viele Köche verderben auch diesen Brei! Horten Militärs oder Institute den Bereich für sich, degradiert sich die Politik zur antiautoritären Kindergärtnerin.
Einfach ist die Frage nach dem «Was» in der Militärstrategie. Es setzt eine eindeutige politische Vorgabe voraus, eine moralisch tragbare, den vorhandenen Verfahren und Mitteln gerechte Aufgabenstellung. Je mehr sich die Vorgabe verklausuliert, desto mehr geht die Zuversicht in ihre Zielvorstellungen und die sinnvolle Machbarkeit verloren. Sie wird kaum mehr von der Führung und noch weniger vom Volk als Träger des Ganzen verstanden. Die Identifikation mit ihr als Grundvoraussetzung zu ihrem Erfolg geht verloren. In dieser Richtung haben Schlagworte wie «Friedenssicherung durch die Armee», «Im Ernstfall dafür sorgen, dass der Ernstfall nicht eintritt ...» usw. die Sache verwirrt. Dabei akzeptieren wir alle täglich: Ärzte verhindern keine Beinbrüche, die Feuerwehr keine Brandstiftung. Beide können höchstens den einzelnen und die Gesellschaft vor leichtfertiger Missachtung der Gefahren warnen und zum richtigen Verhalten raten.
Das gleiche gilt für die Militärstrategie. Sie gilt dem Krieg und ist kein Ersatz für gute Friedenspolitik. Sie kann dem Politiker die Risiken und Möglichkeiten eines Krieges aufzeichnen. Sie kann ihm raten, wie durch entsprechende Vorbereitung Überraschungen durch den Gegner und sein zu leichtes Vorgehen vermieden werden. Vor mutwilligen «Brandstiftern», vor militärischem «Beinbruch» aus Nachlässigkeit, mangelnder Kondition und unvorsichtiger Friedensfahrt schützt sie nicht.
Halten wir trotzdem noch einmal fest: Das «Was» der Militärstrategie bringt klares Denken und gesunde Vernunft auf eine Seite Papier. Wer's nicht glaubt, lese die Weisung der Regierung Israels an General Dayan zum Sinai-Feldzug 1956 nach.
An der Verhängniskette N 20 - P 16 - Mirage - Corsair erkennen wir hingegen, dass das Antworten auf die Frage «Wie?» in der Militärstrategie grosse Mühe macht. Der Dschungel der Alternativen, der technologischen Entwicklungen, der politischen Winkelzüge, der kräftigen Wirtschaftsinteressen und der Sozialbewegungen lässt dem Verunsicherten und Naiv-Leichtfertigen rasch nur eine leere Börse und viele gute Ratschläge zurück. Unterdessen laufen ihm die Zeit und oft die Besten davon.
Über das «Wen» in der Militärstrategie zu diskutieren, schickt sich heute für den friedfertigen Bürger nicht. Aber selbst hinter dem neutralsten Feindbild steht schliesslich in Wirklichkeit und voller Grösse die «andere Seite des Hügels». Mit Wellington tun wir gut, uns nicht zu sehr zu zieren. Wir müssen ein Leben damit verbringen, um möglichst genau zu erfahren, wer das sein kann und was er vorhat. Das heisst doch ganz einfach: das Kind beim Namen nennen!
Lassen wir uns schliesslich auch nicht von den Fabrikationszielen der Informationsindustrie blenden, wenn wir nach dem «Warum» fragen. Wir stehen vor einer simplen Wahl, die von der Vernichtung unserer staatlich-gesellschaftlichen Ordnung bis zu ihrer erfolgreichen Erweiterung reicht. Diese Wahl nimmt uns niemand ab. Wir haben sie in aller Eindeutigkeit zu treffen. Mit unserer Wahl müssen wir existieren und ihren Preis in moralischen, geistigen und materiellen Werten bezahlen. Diese Rechnungen begleichen für uns keine Freunde, keine gutmütigen Dummköpfe und keine gönnerhaften Nachbarn. Bei einer schlechten Wahl stellt die unvermeidliche Katastrophe früher oder später unverschämte Nachbelastungen.
Wir erkennen: Militärstrategie ist keine Kunst um der Kunst oder schöner Worte willen. Sie dient dem Zweck. Dieser wird ihr von der Gesellschaft eines Staates über die Politik gegeben. Er ist durch sie über ihre Ziele (= Resultate) zu erfüllen.
Die Zweckbestimmungen der Militärstrategie lassen sich wie folgt gliedern:

1. Das Überleben

Die Natur und die Geschichte beweisen, dass Organismen — ob Pflanze oder Staat — überleben, wenn sie den Änderungen der Umwelt widerstehen, sich ihnen anpassen oder sich in andere Regionen bewegen, wo wieder ihnen gerechte Umweltbedingungen vorherrschen.
Bleibt das Bewegen oder das Anpassen unmöglich, beginnt der Kampf um das Überleben, oft beispielhaft wie die berühmte Arve über der Waldgrenze im Lawinenhang, oft auch nur eine Kette von Bildern des elenden Verkümmerns.
Heute kommen wir aus dem Zeitalter der grossen Ideologien, des Nationalismus, der Industrialisierung, der wissenschaftlich-technischen Ausgangsphase. Es brachte im Krieg:

— die Rückkehr zur totalen Vernichtung des Gegners,
— die langen, hochintensiven Handlungsphasen,
— die kombinierte Anwendung verschiedener Kriegsarten,
— die zeitliche Raffung durch die A-Mittel,
— das Setzen überrissener Kriegsziele, wie die Weltherrschaft,
— das ziel- und sinnlose Handeln bis zum totalen Zusammenbruch.

In der Militärstrategie dieser Epoche hiess überleben: um jeden Preis siegen oder mit dem mehr oder weniger nackten Leben davonkommen. Allerdings ging dieser Zeitgeist in seinen Theorien weiter als seine Praxis. Die Vernunft ist schliesslich immer stärker als jeder Totalitarismus.
Vor uns steht die Schwelle einer neuen Zeitspanne, deren Einsicht, ungeachtet aller propagandistischen Böllerschüsse aus vergangenen Welten links und rechts, der Totalität im Überleben den Abschied gibt. Ein Staatsvolk stirbt nicht mehr für eine Ideologie, für einen Führer wie Hitler. Es ist nicht mehr bis zum berühmten letzten Blutstropfen zu haben. Es gibt sogar in jedem Land Menschengruppen, die grossspurig behaupten, dass man zu überhaupt nichts mehr bereit sei, wenn das Wort Krieg falle. Dies ist kein Wechsel, sondern erneut eine Ideologie mit totalen Ansprüchen. In Wirklichkeit findet sich aber immer wieder eine verantwortungsbewusste Mehrheit der Spitze und des Ganzen im Staat, die nach bestmöglichem Überlegen und Vorbereiten oder aus den Notwendigkeiten des Augenblicks heraus einen qualifizierten Teil zu verbissenen Kämpfen um die Golanhöhen oder einen Hügel in Vietnam aussendet.
Das Überleben verliert so seine allgemeingültige, dominierende Stellung als Zweck der Militärstrategie. Es trifft künftig wenige Teile des Ganzen im operativ-taktischen Bereich, aber diese mit totaler Intensität.
Man kann in der Folge die Vermutung wagen, dass die strategischen A-Waffen-Arsenale Saurier einer überspitzten «Überlebens-Epoche» der Kriegsgeschichte sind. Sie warten nun auf ihren Abgang mit Hilfe von SALT-Abkommen, d. h. durch politische Entwicklungen. Sie folgen darin dem Statussymbol der Grossmächte von 1914: den Schlachtschiff-Flotten. Diese setzten

allein mit dem Vorhandensein strategische Gewichte, führten später zu Begrenzungsverhandlungen, ohne je kriegsentscheidend zum Einsatz zu kommen.

2. Die Sicherheit

Nachdem die totale Unsicherheit des Überlebens an ihre äussersten Grenzen getrieben wurde, war es nur natürlich, dass das Pendel gegen eine totale Sicherheit schwingen musste. Man sucht mit allen Mitteln und Künsten, die umfassende Katastrophe zu verhindern. Dabei ist man sich im Innersten bewusst, dass es diese Sicherheit nie gibt. Es gab sie nicht in unzugänglichen Höhlen, nicht hinter Mauern, Türmen und Schanzen, nicht hinter noch so grossen Armeen, Kalibern und Panzern, nicht hinter Raketen und Elektroniksystemen. Aber es gab und gibt sie ebensowenig aus «ewigen Friedensverträgen», aus Völkerbürokratien wie der UNO, aus Instituten oder von Soziologen. Das Universum und die Natur kennen sie nicht.
Der sich abzeichnende politische Realismus begründet sich auf der Erkenntnis, dass in den heute möglichen Konfliktformen (A-Krieg, C-Terror, konventionelle Waffengänge, Kleinkrieg, bewaffnete Subversion, Wirtschaftskrieg, soziale Subversion usw.) absolute Sicherheit zur Illusion wird. Der Vietnamkrieg beweist es deutlich. Selbst Supermächte meistern in seinem begrenzten Rahmen diese Vielschichtigkeit nur mit Mühe. Die USA sind dem Kleinkrieg und der sozialen Subversion schlecht gewachsen. Die andere Seite wird mit dem Seekrieg und einem Luftkrieg hoher Intensität nicht richtig innerhalb tragbarer Risiken und Aufwendungen fertig.
Abkommen wie SALT, Vietnam-Gespräche in Paris, das Hin und Her der Kontakte im Nahostkonflikt sind aber Zeichen dafür, dass man nicht mehr in die «Überlebensphase» vorstossen will, sich jedoch auch keiner Sicherheitsillusion hingibt. In gänzlich neuen äusseren Umständen kehren wir langsam in die Erfahrungswelt des 17. und 18. Jahrhunderts zurück. Aus den Schrecken der Religionskämpfe und des Dreissigjährigen Krieges hatte sie verstanden, die Militärstrategie in allgemeinverbindlichen Konventionen vor Auswüchsen zurückzubinden. Dieser sicher willkommenen Entwicklung lauert nur eine Gefahr: die Gedankenlosigkeit des einstigen «Die Herren Engländer mögen zuerst schiessen!», die in der Propagierung der Widerstandslosigkeit um jeden Preis schon ihre neuen Nachahmer hat.
In der Militärstrategie ist Sicherheit von begrenztem Gewicht. Sie ist von Bedeutung im Möglichen und Vernünftigen wie Zivilschutz und wirtschaftliche Kriegsvorsorge. Sie kommt aber kaum über den Bereich der Abschirmung der Menschen und Güter hinaus. Zum alleinseligmachenden Postulat erhoben, bringt sie ein Land in eine gefährliche Illusionenwelt.

3. Die Stabilität

Bei der Stabilität geht es nicht unbedingt darum, den bisherigen Zustand der Dinge um jeden Preis zu erhalten. Gesucht wird ein Staatsleben in wohlabgewogenem äusserem und innerem Gleichgewicht. Die Militärstrategie soll dazu ihren Beitrag durch das Auffangen von überraschenden militärischen Vorsprüngen anderer leisten. Damit gibt sie der Politik die Stärke des Verhandelns, d. h. der Pflege der Stabilität, statt der allerdings bequemeren Schwäche des Kapitulierens.
Selten wechselt die Stabilität schlagartig. Ihr Abbau erfolgt langsam, meist vom Moralisch-Geistigen her (siehe Frankreich 1918 bis 1938 oder die Schweiz seit etwa zehn Jahren). Der heutige Erosionsprozess in der freien Welt begann mit dem Koreakrieg. Er bewies die politische Ohnmacht der «Atomstrategie», d. h. der totalen, apolitischen Militärstrategie. Es gelang Russland über Indochina—Algerien—Vietnam einerseits und über ein Mitziehen in der Fehlentwicklung anderseits, diese Umstände geschickt für sich zu nutzen. Die Kriege Israels waren zu kurz, um über die Sensation hinaus nachhaltig zu beweisen, dass auch die russische Konfliktkunst zusehends an den gleichen Gebrechen litt. Der schliesslich doch zu grosse wirtschaftliche Aufwand der Mitläuferschaft im A-Bereich und die Änderung der politischen Konstellationen durch den Aufstieg Chinas zur Supermacht zwingen jetzt dem Ostblock die Wende auf.
Hier ist es wichtig zu erkennen, wie auch die Militärstrategie die innere Stabilität eines Staates als Voraussetzung braucht. In den letzten Jahren haben wir zu sehr mit ihr als feste Umweltsbedingung gerechnet. Wehrwille, Wehrtüchtigkeit standen nicht zur Diskussion. Heute ist es ein Gesellschaftsspiel bis zum Bundesrat geworden, in diesem Feld alles in Zweifel zu setzen. Wir fallen in das andere Extrem. Hüten wir uns deshalb vor falschen Propheten, die uns mit ideologischen Programmen oder der Befragung einiger hundert Mittelschüler zuviel beweisen wollen. 1939—41 haben die schlechten sozialen Verhältnisse Englands und die Kriegsabneigung seiner intellektuellen Jugend die innere Stabilität dieses Staates ebensowenig gebrochen wie eine unsichtbare «rote» Mehrheit die Abwehrkraft Finnlands. Das sozial fortschrittlichere, innerlich recht stabile Dänemark fiel dagegen 1940 aus falschem Sicherheitsdenken wie ein Kartenhaus um.
Stabilität bleibt eine prekäre, schwer messbare Angelegenheit. Allerdings: ohne sie gibt es auch bei guter materieller und geistiger Vorbereitung keine Aussicht auf die nächste Stufe — den Erfolg. Aus unserer gegebenen Schwäche als Kleinstaat erhält die Stabilität unserer Umwelt, ihres Verhältnisses zu uns und unserem Land die grösste Bedeutung. Sie in allem zu pflegen, bleibt die wichtigere Aufgabe der Politik als die Jagd nach verbalen Sicherheiten. Machtansprüche und Machtmöglichkeiten bleiben auch auf unserem Kontinent bestehen. Neue Forderungen werden kommen. Im Wettrüsten mit den USA, China und Japan wirtschaftlich überfordert, braucht Russland die Ressourcen und Kapazitäten eines unzerstörten Europas. Nur so kann es seine Stellung langfristig halten. Die systematische Verketzerung der USA in Teilen der Presse, in Radio und TV in unserem Land ist das typische Beispiel im kurzsichtigen Umgang mit der äusseren Stabilität. Der innere Zerfall durch Zerrüttung des Schulwesens und durch Inflation ist gefährlicher, als was gelegentlich unter kurzen und langen Haaren gebrüllt wird. Die gleiche grosse Gefahr beschwört hingegen die Unsicherheit und Leisetreterei höchster Militärführer und -behörden in Kernfragen des Wehrwesens herauf.
Stabilität ist unzertrennlich mit Stärke verbunden, die Gleichgewichtsverschiebungen auffangen kann. Diese Stärke ist das Produkt materieller, geistiger und moralischer Faktoren. Diese brauchen unter sich wieder eine Abstimmung. Genügende Grösse des einen Faktors kann nicht Schwächen in anderen auffangen. Diese Erkenntnis muss dringend einerseits jenen Politikern zum Prinzip werden, die mit hoher Moral, Sturmgewehr und Partisanen in den Krieg ziehen wollen, wie anderseits jenen Kreisen, die ihr Wunschresultat mit methodischen Spitzfindigkeiten und technischen Finessen allein aus der Kasse bezahlen wollen.

4. Der Erfolg

Beim Erfolgsbegriff muss genau unterschieden werden: Der Friede ist der Erfolg der Politik nach dem bewaffneten Konflikt. Die Militärstrategie schafft durch den Sieg der eigenen Streitmacht über die des Gegners wesentliche Voraussetzungen dazu. Das von ihr gesuchte mögliche Resultat ist, den Gegner durch Gefechte oder durch überlegene Bereitschaft zu solchen zur Einsicht zu zwingen, dass der Krieg nicht (mehr) das richtige Mittel seiner Politik ist. Wer von der Militärstrategie mit weniger mehr erhoffte — z. B.: einige schöne Demonstrationen vermeiden den Krieg, ein dürftiges Tagesresultat erspare künftige Vorbereitung oder der militärische Sieg ersetze gar die Politik für kommende Jahrzehnte —, wurde von der Geschichte bitter enttäuscht. Die Entwicklungen auf unserem Kontinent nach 1918 und 1945 sind eindeutige Beispiele dafür.
Da wir in eine Periode kommen, in der es kurzfristig wieder um Teilziele, kleinere politische Erbschaften, soziale Nachfolgen, kurz um weniger und nicht um alles geht, muss und kann die Erfolgsvorstellung auch für unsere Militärstrategie zurückgesteckt werden. Neue Konsequenzen treten für unsere Konstellation hervor:

— Die Vernichtung der Schweiz bis auf ihren letzten Bürger ist nicht der Zweck der Militärstrategie eines Angreifers.
— Oder aus anderer Sicht: Wegen der Schweiz stürzt sich die Welt nicht in den atomaren Selbstmord, vielleicht nicht einmal in einen konventionellen Krieg. Wir haben trotz Mitgliedschaft auf allen Seiten den Kampf einer politisch isolierten Schweiz zu erwarten.
— Oder noch anders gesehen: Ein durch Auflösung und Zerredung der inneren Stabilität wehrlos gewordener Riss in Europa durch Österreich und die Schweiz, der militärstrategischen Nutzung offen, genügt schon, im Norden oder Süden politischen Druck bis zur Erpressung anzusetzen, falls die erhofften Sicherheitsabkommen nicht das gewünschte Resultat ergeben.
— Oder schliesslich: Die Schweiz kapituliert (gezwungenermassen) im Rahmen Europas.

Die Quintessenz der neuen Situation: Wir kommen in unserer Militärstrategie nicht darum herum, eine Armee zu bauen und zu unterhalten, die in den verschiedensten Lagen begrenzter Konflikte Erfolg hat und uns aus fataler Mitläuferschaft und aus der Isolierung so lange heraushalten kann, bis unsere Politik wieder tragbare Formen der Stabilität findet. Es geht dabei um den letzten Erfolg in begrenzten bewaffneten Konflikten. Einige Anfangserfolge oder der widerstandslose Abgang in die Trabantenstellung sind keine politischen Ausgangsebenen zum besseren Frieden.

5. Die Befriedigung

Voraussetzungen zu einem besseren Frieden, erreicht mit den geringsten Opfern im Krieg, sind die höchste Leistung der Militärstrategie. Eine für alle Seiten tragbare, lebenswerte Konstellation soll erreicht werden. Im begrenzten Konflikt kann dabei ein Staat reicher, mächtiger und innerlich stärker aus einem Krieg kommen, oder es werden ohne sichtbare Ressourcen-Gewinne Freiheit, Selbständigkeit und bis zu einem gewissen Grad Unabhängigkeit erreicht. Nicht nur der Umfang des Resultates ist dabei von Bedeutung, sondern auch seine Beständigkeit. Der Vergleich der Lebensdauer Finnlands mit der der baltischen Staaten macht diese Tatsache deutlich.
Die unterste Grenze der Befriedigungsmöglichkeit liegt beim annehmbaren Frieden, der das Überleben als Staat, als Gesellschaftsform usw. gewährleistet. Falsche Befriedigung entsteht aus der totalen Vernichtung des Gegners. Was davon zurückbleibt, sind Hypotheken auf die Zukunft (Deutschland 1918—1938), unbezahlte Rechnungen (Marshallplan der USA) und Scherbenhaufen, die später Dritten nützen (Nachfolgerstaaten der Donaumonarchie für Hitler und Stalin). Erneut ergibt sich die klare Erkenntnis: Das totale Resultat im Krieg bringt keinen besseren Frieden.
Legen wir alle problematischen Schlagworte wie Unabhängigkeit, Friedenssicherung, Sicherheitspolitik usw. ab und fragen nach der Befriedigung, die unsere Militärstrategie nach der Konzeption 1966 ergeben soll:

— Ein Überleben grosser Teile des Landes auf dem Steinzeitalter-Niveau, nachdem der Krieg in Streifen und Räumen von Rorschach bis Chiasso oder von Genf bis Schaffhausen hauste?
— Die langsame Auflösung unseres Staates im Bürgerkrieg, weil sich der Konflikt nie zur konventionellen Konfrontation steigert?
— Eine neue Stabilität, die uns als ausgepowerten Satelliten sieht?
— Eine neue «Sicherheit» hinter oder zusammen mit fremden Armeen im eigenen Land?
— Einen Teilerfolg, der den bisherigen Zustand unter ausländischer «Drucksteuerung» und Bündnispflichten rettet?
— Oder gar das Resultat Israels, trotz hoher Abhängigkeit nach aussen stärker aus jedem begrenzten Konflikt zu kommen?

Wir wissen es nicht! Die Landesregierung sagt es uns nicht! Die Reglemente, unsere Konzeption und sogar das Parlament reden um den Brei herum! Und angesichts dieser Situation ist jedermann über das sogenannte «Malaise» im militärischen Bereich erstaunt!
Die ganze moralisch-geistige Misere um die Verwendung des Krieges in der Politik westlicher Staaten seit 1871 liegt in dieser Unbestimmtheit oder in der Übersteigerung in unwirkliche Totalität begraben. Der Einbruch des technisch-wissenschaftlichen Zeitalters — ein bequemer Sündenbock für alle Fehlentwicklungen — lässt uns keine Befriedigung im militärstrategischen Erfolg, weil uns der Alptraum totaler Resultate oder die Problematik der Widerstandslosigkeit verwirren und zu Recht vor den Folgen überspitzter Haltungen abstossen. Das Denken in der Militärstrategie und ihre Instrumente scheinen nur noch zu Resultaten fähig, die eigentlich nie gesucht, nie erwünscht und nie zu verantworten waren.
Auf der anderen Seite — trotz Fehlentwicklungen nach westlicher Kopie wie in Japan — sehen wir auf der östlichen Erdhälfte Staaten wie China, Indien, Nordvietnam, Russland einerseits und Malaya, Indonesien, Südkorea und Südvietnam anderseits die Früchte guter und tragbarer Militärstrategien ernten oder anstreben: mehr Macht, mehr wirtschaftliche Stärke, mehr Selbständigkeit und mehr innere bzw. äussere Stabilität, ohne sich in eine totale Weltkatastrophe zu vergaffen.
Früher oder später stellt sich uns die Wahl: Verdämmern aus Faulheit, verzagen aus irrealer Furcht oder in den Grenzen unserer Umwelt mass- und sinnvolle Erfolge wollen.
Wir haben mehr als 25 Jahre Frieden hinter uns — einen guten Frieden trotz allen Gebrechen und Schwächen. Wir sind daran, unseren Beitrag an seine Stabilität aus eitler Kritik, aus geilem Machtstreben, aus Nachlässigkeit und aus Unentschlossenheit zu gefährden. Wir ernteten in allen Sparten des Lebens grosse, positive Resultate. Wir bewegen uns in einer selten gekannten Freiheit: Liechtenstein neben Russland, Kommunisten neben Neofaschisten, Kammermusik neben Pop, Sport neben breiter Volksbildung, Dürrenmatt neben Schwarzenbach, Villard und Braunschweig neben dem Schreibenden. Wir alle haben dabei unser Bestes versucht und Fehler gemacht, die Umwelt verbraucht und Freiheit bis zum offenen Missbrauch toleriert. Aber diese korrigierbaren Fehler und die Folgen von Entartungen jüngster Vergangenheit sind kein Grund, diesen Frieden durch Unlust vor schwierigen Problemen in der Militärstrategie mit Schlagworten, Utopien und Nachäffereien aufs Spiel zu setzen.
Wir stehen vor einer neuen Epoche mit neuen Machtkonstellationen und neuen politischen Bedingungen. Unsere Neutralität war einst echte strategische Befriedigung in einem Kranz von Nachbarn, jeder stark genug, um sich und uns zu verteidigen. Heute hat keiner dieser einstigen militärstrategischen Garanten unserer Neutralität genügend Kraft, sich selbst in grösseren Konflikten zu behaupten. Aus der Grössenordnung und der «Problemdistanz» einer Supermacht wie der UdSSR oder der USA besitzen wir einen uns noch wenig allgemein bewussten, neuen, aber sicher kleineren Wert.
Die Gegenwart zwingt uns wohl nicht zum Bruch mit der Neutralität. Aber wir müssen schleunigst ein neues, reales Verhältnis zur Militärstrategie finden, das Ballast, Kleinmut und Schrecken einer ideologisch-technischen Extrementwicklung mit ihrer übertriebenen Totalität wie auch die Voraussetzungen vergangener Machtkonstellationen hinter sich lässt. Tun wir es nicht, so resignieren oder übertreiben wir vor gestrigen Tatsachen, die heute am Verblassen und morgen keine mehr sind.
Wir stehen noch nicht vor dem Paradies, um die Militärstrategie ins Museum zu schicken oder sie in einer bequemen Scheinwelt aufs Eis zu legen. Vordringlich ist die Aufgabe, die Frage nach ihrem «Was» aus der wiedergewonnenen Überzeugung um das «Warum» eindeutig zu beantworten. Nacktes Überleben wird nur noch in Kampfräumen, aber nicht im ganzen abverlangt. Totale Sicherheit ist nicht erreichbar. Auf den letzten Erfolg im begrenzten Konflikt müssen wir uns einstellen, damit die Politik befriedigende Lösungen daraus schaffen kann.